

(Nachdruck verboten.)

Pelle der Eroberer.

Der große Kampf.

Roman von Martin Andersen Nexø.

„Ich weiß ja nur nicht, wo ich hin soll,“ sagte Pelle, dem Weinen nahe. „Ich bin auf die Straße gesetzt und habe keinen Ort, wohin ich mich wenden könnte. Ich bin wildfremd hier in der Stadt, alles Geld haben sie mir weggenommen.“

Der kleine Junge machte eine Bewegung in die Luft, als schlage er mit der Stirn gegen etwas! „Ja, das ist eine verdammte Geschichte. — Du bist den Bauernfängern in die Finger geraten, mein Junge. Du kannst mit zu uns nach Hause kommen, Du kannst gut bei uns wohnen, wenn Du an der Erde liegen willst.“

„Was werden Deine Eltern aber dazu sagen, wenn Du mit mir angeschleppt kommst?“

„Ich habe gar keine Eltern, und Marie und Peter, die sagen nichts. Komme nur mit, und am Ende kannst Du Arbeit bei Piepmann bekommen. Woher kommst Du denn?“

„Von Vornholm!“

„Daher sind wir auch! Das heißt, es ist ja schon lange her. — Damals, als wir noch Kinder waren. Komm Du man mit, Landsmann!“

Der Junge lachte ganz vergnügt und sagte an einem Hentel an.

Es war ja freilich auch ein Landsmann gewesen, der Pelle geplündert hatte. Aber er ging trotzdem mit; es war nicht seine Natur, mißtrauisch zu sein. So hielt er seinen Einzug in der „Arche“, unter dem Schutze eines Kindes. Die beiden ein wenig älteren Geschwister fanden die Handlungsweise des Kleinen Karl sehr vernünftig, und die drei Verwaisten, die sonst scheu und zurückhaltend waren, schlossen sich gleich an Pelle an. Sie hatten ihn auf der Straße gefunden und betrachteten ihn wie einen Altersgenossen, der unbekannt war und des Schutzes bedurfte. Sie verschafften ihm den ersten Ueberblick über die große Stadt und verhalfen ihm zu Arbeit bei Piepmann.

Am Tage nach dem Ausflug in den Wald zog Pelle auf den Boden des Vordergebäudes hinüber in eine Stube neben der „Familie“, die gerade leer stand. Marie half sie in Ordnung bringen und die Sachen hinüberschaffen, und erleichterten Sinnes schüttelte er das lästige Verhältnis zu Piepmann ab. Jetzt hatte es ein Ende mit der Ausbeuterei und allen Sticheleien, die damit in Zusammenhang standen. Jetzt trat er selbst in ein Verhältnis zu dem Arbeitgeber und konnte seinen Kameraden offen in die Augen sehen. Es war nach verschiedenen Richtungen hin eine beschämende Zeit gewesen. Aber er trennte sich ohne Stoll von Piepmann; er hatte in den wenigen Monaten bei ihm mehr gelernt, als während der ganzen Lehrzeit daheim.

Ein wenig gebrauchtes Werkzeug erstand er bei einem Eisenhändler, und kaufte Tisch und Bett auf Abzahlung. Vom Hofschuhmacher bekam er als Anfang etwas Kinderschuhzeug, das schob er dazwischen. Seinen Hauptverdienst fand er bei Meister Beck in der Marktstraße.

Beck war ein Mann von der alten Schule; sein Kundenkreis bestand hauptsächlich aus Nachtwächtern, Bootsführern und alten Seebären, die draußen in Christianshafen hausten. Obwohl er in Kopenhagen geboren und herangewachsen war, gleich er einem Provinzhandwerker, ging in Morgenschüben, die seine Tochter ihm gestickt hatte, und rauchte des Morgens seine lange Pfeife in der Haustür. Er hatte eine altmodische Anschauung vom Handwerk und freute sich über Pelle, der jedes Zettleder spannen konnte und nicht bange davor war, mit ein Paar alten Schnierstiefeln anzubinden. Beck's Arbeit konnte nicht gut aus dem Hause gegeben werden, und Pelle stellte sich willig in der Werkstatt ein und schenkte sich vor keiner Arbeit, die vorkam.

Nur wollte er nicht auf altmodische Weise Stoff und Logis beim Meister haben.

Vom ersten Tage an war diese Veränderung eine Verbesserung, er arbeitete mit Lust und Liebe und fing an, etwas zurückzulegen, um seine Schulden an Sort abzahlen zu können. Jetzt sah er in der Ferne auch den Tag, an dem er Vater Lasse herüberkommen lassen konnte.

Am Morgen, wenn die Bewohner des Bodens schlaftrunken in dem langen Gang heruntummelten, um auf Arbeit zu gehen, ehe es ein Viertel vor sechs pfiß, sah Pelle schon da drinnen und hämmerte seine Schusterschläge. Gegen sieben Uhr ging er dann nach Beck's Werkstatt, wenn dort etwas für ihn zu tun war. Auch von den Bewohnern der „Arche“ bekam er Arbeit.

Ueber die Arbeit hatte er eine Erfahrung gemacht, und diese Erfahrung war ein fruchtbarer Kern, der da lag und keimte, wohin er geworfen war, und beständig mehr Frucht tragen würde. Es war gleich als eine Verbesserung seiner Verhältnisse zu spüren, daß er den einen Ausfänger abgeschüttelt hatte. Wenn man nun auch den andern denselben Weg expedieren und selbst die ganze Ausbeute seiner Arbeit haben konnte!

Das klang ganz phantastisch, aber Pelle hatte keine Lust, hier in die Höhe zu steigen und platt wieder auf der Erde anzulangen. Er hatte eine handgreifliche Erfahrung gemacht und wollte nun auch wissen, wie weit sie wohl reichen würde. Während er dasah und arbeitete, zwang er die Frage, desonnen zwischen den Gedanken hin und her zu gehen, so daß er sie ordentlich untersuchen konnte.

Piepmann war also als Mittelsmann überflüssig; man konnte ein Stück Arbeit schaffen, ohne daß es nötig war, ihn zu passieren, und eine Flasche Branntwein für seinen durstigen Hals abzuwerfen. War nun aber mehr Sinn darin, daß das Schuhzeug auf seinem Wege zu den Kunden den Weg über den Hofschuhmacher nahm und Equipagen und Herrenleben abwarf? Konnte Pelle nicht selbst in ein Verhältnis zu der Kundschaft treten? Und Mener ebenso ausschalten, wie er Piepmann ausgeschaltet hatte? — Ja, natürlich! Für 30 000 Kronen Einnahmen im Jahr bezahlte der Hofschuhmacher Steuern, hieß es; das sollte gleichmäßig zwischen uns verteilt werden, die wir für ihn arbeiten, dachte Pelle, während er die Pflöde einschlug. Dann brauchte Vater Lasse daheim auch nicht einen Tag länger herum zu gehen und sich so jammervoll durchs Leben zu schlagen.

Es war etwas, was man in die Hand nehmen und befühlten konnte, ein praktisches Rechenexempel, das er aufgestellt hatte, das scheinbar nichts mit seinem rechten Glauben an das Glück zu schaffen hatte. Der sah noch immer irgendwo im Verborgenen und hielt ihn durch alles hindurch aufrecht, hütete sich aber wohl, bestimmte Forderungen zu stellen; ein schwer erwerbener Instinkt sagte ihm, daß es bei armen Leuten darauf ankomme, daß er dehnbar war. Dieser Glaube war sein Familienerbe, und er konnte ihn getreulich durch alle Schickungen hindurchtragen; wie es Millionen vor ihm getan hatten — immer bereit, den Unbekannten anzunehmen — bis sie das Grab erreichten und resigniert den Traum weiter gaben. Es lag eine Hoffnung für ihn selber darin, wenn es aber fehlgeschlug, so blieb die Hoffnung selber trotzdem bestehen. Das mit dem Glück war schließlich kein Erfolgsversprechen für den Einzelnen, sondern eine breite Verheißung, die durch Jahrhunderte der Knechtschaft getragen wurde mit etwas von dem langen Atemzug der Ewigkeit.

Pelle trug eine ganze, endlose Wanderung in sich; sie lag tief in sein Gemüt eingegraben, als unfassbar große Langmut. In seiner Welt waren die Tätigkeiten oft groß genug, aber die Resignation war immer größer. Er war gründlich darauf eingestellt, alles zugrunde gehen zu sehen und doch die Hoffnung zu bewahren.

Dit genug hatte es während des langen Marches Lüne angenommen, wie „Du Davidstadt mit goldenen Gassen“, von dem „tausendjährigen Reich“ oder der „Wiederkehr der Herrlichkeit des Herrn“. — Er hatte selbst fragend einigen davon gelauscht; nie aber war es bisher in einem Gesang, der von Essen und Kleidern, Haus und Hof handelte, erklingen; wie sollte er sich da hiertü zurecht finden?

Er sah nur hier und stellte ein Rechenexempel auf, das ihm klar und schnell Anteil an den Gütern dieser Welt schaffen

konnte, anspruchsvoll und mit einer Ungeduld, für die er sich nicht hätte Rechenschaft geben können.

Und rings um ihn her wühlte es auf dieselbe Weise. Es war ein erwachendes Breden durch die Massen gegangen. Sie wanderten nicht mehr geduldig dahin unter dem blinden Bewußtsein, sondern schwanken hin und her in verwirrten Ratschlägen. Das Wunderbare sollte sich nicht mehr selbst vollziehen, wenn die Zeit erfüllet war. Da sah eine böse Macht und drückte ihrer großen Hoffnung die Kniee zusammen, so daß sie niemals gebären konnte. Sie mußten selber behilflich sein, das Glück zur Welt zu bringen.

Der unerschütterliche Fatalismus, der bisher das Ganze im schwereren Gang erhalten hatte, war in die Brüche gegangen; die Massen ließen sich nicht länger in dumpfer Resignation niederhalten. Die Menschen, die das ganze Leben hindurch ihren Gewohnheitsgang von und zur Arbeit gewandert waren, blieben plötzlich stehen und begannen unvernünftige Fragen über das Ganze zu stellen. Selbst die Einfältigen wagten es, Zweifel gegen die Ordnung der Dinge aufzuwerfen; es war nicht mehr so, weil es so sein mußte, es gab eine peinliche Ursache zu dem Elend. Damit war die Sache angeschnitten, und nun bekamen sie Lust, das Dasein selbst zu meistern; die Finger juckten ihnen danach, irgend etwas Hemmendes niederzureißen, sie wußten nur nicht, was.

Es lag etwas wie ein Wirbel darin, alle Linien verschwand. Unbekannte Mächte tauchten auf und ließen sich gerade ahnen oder beherrschten die Gutmütigsten. Leute, die bisher wie die Hunde gekrochen hatten, um nur ihre Nahrung zu haben, wurden plötzlich von einem Eigensinn ergriffen und ließen sich lieber niederschlagen, als daß sie sich beugten. Besonnene Leute, die ihr ganzes Leben an einer Stelle gearbeitet hatten, konnten sich nicht länger in die Dinge finden und gingen eines Wortes willen davon. Die schwer erworbene Langmut war aus dem Sinn geschlagen, die, die ruhig das Ganze auf ihren Schultern getragen hatten, wurden empfindlich; sie wurden unwillig und unregierlich wie schwangere Frauen. Es war, als ächzten sie unter dem inwendigen Druck einer unsichtbaren Macht, und versuchten, die harte Kruste, die über etwas Neuem in ihnen lag, zu öffnen. Man erkannte das schmerzliche Bestreben an ihrem verwirrten Starren und an diesen plötzlichen wahn sinnigen Griffen in die leere Luft hinein.

(Fortsetzung folgt.)

Koschuttl.

Von Leo Kolisch.

So oft ich in irgendeiner Zeitung von Koskuth, dem ungarischen Kollitzer, lese, dann kommen mir Bilder aus meiner frühesten Jugendzeit. Zwar, wenn ich sage, daß die Stätte meiner Jugendstreiche ein Tal im schönen böhmischen Hertzgebirge ist, dann wird der Leser den Kopf schütteln über meine Vordränge; wie kommt der ungarische Beutekollitzer nach Deutschböhmen, an die preussisch-schlesische Grenze? Aber gemach. Es handelt sich eben um keinen Koskuth, sondern um Koschuttl.

Ein alter slowakischer Drahtbinder ist der Gegenstand meiner Erinnerungen. Und wenn ich an ihn erinnert werde, dann steigt mein Heimattal vor mir auf, so, wie es zu meiner glücklichen Knabenzeit war. Dann sehe ich das alte, hölzerne Postkutschnerhaus vor mir, das nun schon lange niedergerissen worden ist; an seiner Stelle steht heute das Bagehäuschen einer neuerbauten Glasfabrik. Dann erblicke ich die uralte verraucherte Dorfschmiede, an deren Stelle heute ein nüchternes weißgetünchtes Beamtenhaus derselben Fabrik steht. Auch jener steile Hügel hinter meinem Vaterhaus ist nicht mehr; dort sind wir an so manchen frostglühenden Wintertag auf unserer grüngefärbten Rindereschlitten herabgesausst, beinahe in den schwarzgelben Rumpelwagen hinein, der vor dem Postillonshaus Winterquartier bezogen hatte. Wo einst der Hügel hinanstieg, dort fällt jetzt eine nackte Erdwand herab auf einen großen beaumfahnen Fied, auf dem sich in wenig Jahren wohl ein weiterer Zubau zur Glasfabrik breit machen wird. So frißt die Fabrik die Stätten meiner Jugendfreuden.

Wie Koschuttl in unser Tal kam, braucht nicht besonders erklärt zu werden: Ungarische Drahtbinder durchziehen die ganze Welt. Aber wie es kam, daß er bei uns geblieben ist, darüber habe ich oft sinniert. Später noch öfter darüber, daß er so ruhig bleiben durfte. Vielleicht litten ihn die Gemeindegewaltigen unserer Talortschafften eben gerade deshalb, weil er als Ausländer für das Armenjüdel noch weniger in Frage kam, als irgendein Oesterreicher, der „wo anders zuständig ist“. Verpflichtungen gab es keine gegen den landfremden Wagaubunden. Wozu also unnütze Schutzkosten machen! Und schließlich wäre der Alte doch wieder gekommen. . . .

Ich glaube, diese rührende Anhänglichkeit an mein Tal hat mir den Alten so wert gemacht. Nachträglich erst freilich, als er

schon längst tot war. Denn zu seinen Lebzeiten galt er auch mir nur so wie allen anderen Dorfleuten als komische Figur, als Dorftrötel. Und wenn ich auch die brutalen Späße der anderen Knaben nicht mitmachte, mitgelaufen bin ich doch auch oft in dem johlenden Jungenshaufen, der dem Betrunkenen das Geleite gab. Mein Vater erzählte mir oft, daß Koschuttl schon in den 60er Jahren oder noch früher ins Dorf gekommen sei. Damals war er ein schlanker, schmuder Kerl, der nach etwas aussah. Wenn er des Guten zuviel getan hatte, erzählte er voll Begeisterung von den Revolutionsjahren 1848 und 1849. Damals hatte er mitgetan in der ungarischen Honved. Daher kam wohl auch der Name Koschuttl. Es ist aber auch möglich, daß man ihn schon deshalb so hieß, weil er Ungar war. Ungarn und Koskuth waren ja noch lange nach dem ungarischen Freiheitskampfe unzertrennliche Begriffe.

Zur Zeit, da mein Erinnerungsbild einsetzt, war Koschuttls Glanzzeit schon längst vorbei. Da war er nur noch ein eisgraues, altes Bettelmännchen, verkommen und beinahe stets betrunken. Die Kreuzer, die er in Schleifmühlen und Häusern erbettelte, setzte er sofort in Schnaps um. Manchmal gab es noch irgendwo ein Geschirr zu stelen, aber es kam nur selten vor. Denn wer gab so einem verlaufenen Menschen einen Kochtopf zum „Einladen“ in die Hände. blieb ihm also auch nichts anderes übrig als zu betteln. Am Obdach sorgte er sich nie zu sehr; im Sommer schlief er im Wald; im „Schulbusche“, dessen dichtes Unterholz ihm vortrefflichen Unterschlupf bot. Gar manches beerensuchende Kind, gar manchen Pilzsucher hat er nicht wenig erschreckt, wenn er so urplötzlich aus dem grünen Jüngling h: r: r: r: schob, den Störer unwillig anpolternd. Aber er drohte und schimpfte nur; getan hat er niemals etwas. Ein anderes Sommerquartier war ihm die „Steinkammer“, eine Granithöhle, gebildet aus übereinandergeworfenen riesigen Blöcken. Damals war die Steinkammer und ihre Umgebung eine einzige Wildnis, ohne Weg und Steg, trotzdem sie nur einige Minuten von den letzten Berghüttlein entfernt lag. Nun hat auch dort ein Touristenverein die Natur fein säuberlich zur Raifon gebracht. Gepflegte Wege führen bis hin, die Höhle ist ausgeputzt und neben ihr ist eine Hütte gebaut; dort wird im Sommer allerlei Alkohol ausgeschenkt. Das Ganze heißen sie Heinrichshöhe. . . . O, du wilde Steinkammer aus Koschuttls Zeiten, wie haben sie dich verändert.

Ram der Winter heran, dann überfiedelte Koschuttl in die uralte spitzbetachte Glashütte, die heute nun auch schon abgeriffen ist. An der Stelle des riesigen rauchgeschwärtzen Holzbaues ragt heute eine moderne Glasfabrik. In der warmen Asche der auskühlenden Ofen quartierte sich der Alte ein. Und als Gegenwert für das warme Obdach mußte sich der Arme von den Arbeitern, angefangen vom Glasmacher bis herunter zum Hüttenjungen, die derbsten Späße gefallen lassen. Und er mußte nicht, denn draußen war es so bitter kalt. . . .

Gar manche kalte Nacht aber erreichte er sein Winterlager nicht; dann nächtigte er unter irgendeinem vorspringenden Dach oder in einer offenstehenden Scheune. Meiner Vaters Schuppen ward von ihm besonders bevorzugt; unter dem weit überhängenden Dach hatte er sich Heu und Stroh zusammengetragen und dort schlief er oft. Einmal, es war gegen den toten Herbst zu, als er vom Sommeraufenthalt zurückkam, verbot man ihm die Glashütte, weil er zu sehr verlaust sei; und das war der Anfang vom Ende. Der alte, von Wind, Wetter und Alkohol zermürbte Mann konnte die kalten Nächte nicht mehr recht vertragen. Als er anfing, stärker zu husten, nahm ihn das Spital auf einige Zeit; aber bald war er wieder da, weil keine Inslanz für die Kosten aufgenommen wollte. Versuchsweise erlaube ihm der Hüttenmeister wieder, in der Hütte zu schlafen; aber bald war es wieder aus dort. Denn nicht einmal die gegen jeglichen Jammer der Lungenleiden abgehärteten Glasarbeiter konnten den keuchenden Husten mit anhören, konnten nicht mit ansehen, wie sich der ausgedorrte Greifenkörper in Hustenkrämpfen wand. Er sollte wieder ins Spital; aber dort nahm man ihn nicht mehr.

Einmal, es war an einem unglücklich trüben Novembertage, warf es ihn ganz danieder. Er brach auf der Straße zusammen, unweit unseres Hauses, natürlich sofort umringt von der heulenden Rotte der Gassenbuben: „Koschuttl es besoffn, Koschuttl es besoffn!“ Und der alte Mann kroch auf allen Bieren durch den eijigen Straßentot die Dorfstraße hinab, unaufhörlich vom Husten und Kälteschauern durchrüttelt. Bis zu unserer Scheuer kam er nach zweistündigem Martyrium. Dort wälzte er sich auf sein Strohlager und sein Stöhnen vertrieb nun doch selbst die hartnäckigsten Peiniger. Nun lag er da, wirres Zeug durcheinander redend, wenn der Husten einmal etwas nachließ. Meine Schwester und ich holten ihm noch einige Säde und brachten heißen Kaffee und Brot. Dann brach die Winternacht herein und wir mußten nach Hause. . . .

Durch die abendliche Dorfsille drang der bellende Husten, der keuchende Atem des sterbenden Wagaubunden. Da lag er in seinem kottstarrenden durchnähten Lumpen, auf feuchtem Stroh, zugedeckt mit ein paar alten Säden. Die Honoratioren mußten auf ihrem Gang zum abendlichen Stammtisch an der Stelle vorbei. Aber keinem fiel es ein, für ein besseres Obdach zu sorgen. Wer wird sich wohl auch wegen eines lästigen Paria strapazieren. . . . Der eine oder andere sagte vielleicht: „Na Koschuttl wird wohl diese Nacht dran glauben müssen!“ Das war alles.

Als ich am nächsten Morgen zur Schule ging, lag er auf der Wiese, unmittelbar neben der Straße, zusammengekrümmt und steinhart gefroren. Um ihn johlten und tanzten die Schulkinder. Die Rohesten sprangen über seine Leiche und stießen die Kameraden, bis sie daselbe tun mußten. Und der tote Koschuttl konnte nicht wie sonst den Stecken aufheben gegen die übermütigen Peiniger. . . . Unbeweglich lag er da, allem häßlichem Hohn, jeglicher Not und Krankheit überhoben. Ich erinnere mich noch ganz genau seines Gesichtsausdrucks. Er sah aus, als ob er einen schönen Traum gehabt hätte, oder als ob er sehr gern gestorben wäre. . . .

Die Schulglocke läutete und wir sprangen fort. An diesem Tage wurde in der Schule viel geschwätzt.

Als ich nach drei Stunden heimging, stand die Kommission bei der Leiche; Gemeindevorsteher, Arzt, Gendarmeriewachmeister und einige Ausschüsse. Der Doktor besah die Leiche, sagte kurz „Erstoren“ und ging wieder. Die anderen standen noch eine Weile bei der zusammengekrümmten Leiche Koschuttl und dann verließen sie sich. Eine halbe Stunde später kam der Totengräber mit einem Gehilfen; sie luden den Toten auf einen Schubkarren und schafften ihn fort. Koschuttl war erledigt. . . .

Hinter der Friedhofsmauer haben sie ihn eingescharrt. Aber gerade dort ist der schönste Platz für ihn. Dort tauschen die Bäume des Schulbusches, in dem er sein halbes Leben verbrachte und niemand wird ihn stören. Denn von dort graben sie keinen aus.

Erst in späteren Jahren, als ich Zeitungen zu lesen anfang, kam mir wieder die Erinnerung an den alten Kastelbinder, der so leben und so sterben mußte, mitten in einem dichtbevölkerten Industriebezirk. Jenes Elendsbild von dem raubbereiften Wiesenrand an unserer Dorfstraße legte vielleicht den ersten Grund in mir zum Haß gegen alles, was ausbeutet und unterdrückt!

(Nachdruck verboten.)

Intellektueller Katzenjammer.

Aus der Feder eines I. I. österreichischen Hauptmanns Viktor Hueber erschien vor bald zwei Jahren ein Aufruf, betitelt „Organisierung der Intelligenz“, der Intellektuellen aller Länder einem neuen Kampfe und die gesamte Menschheit einer neuen Zukunft entgegenführen will. Der Aufruf, mit Vegeisterung und Optimismus eines Utopisten geschrieben, ging zunächst, in den zwei ersten Auflagen als Manuskript gedruckt, an wenige Auserwählte. Es entspann sich darauf zwischen dem Verfasser und seinem Publikum ein reger Meinungsaustausch, der als Anhang zu der inzwischen erschienenen dritten Auflage niedergelegt ist. Betrachtet man die Gesamtheit der Ideen dieser improvisierten Gemeinde, wie sie sich in Für und Wider der Korrespondenz widerspiegelt, so erhält man ein überaus lehrreiches Bild, das an seiner inneren Bedeutung durchaus nichts dadurch verliert, daß der Plan, um den sich die Sache eigentlich dreht, den Stempel einer Utopie und — wir sagen es mit völliger Ueberlegung — einer reaktionären Utopie auf der Stirn trägt.

Viktor Hueber will — nicht mehr und nicht weniger — als alle Vertreter der Wissenschaft, der Kunst, der Journalistik, des Schriftstellerturns, kurz alle „Gebildete“ um eine gemeinsame Fahne scharen, um ihnen eine vorherrschende Stellung in der Welt zu erobern. Wird jetzt die Welt durch das kapitalistische Interesse regiert, so soll künftig die Vernunft, verkörpert in der Gesamtheit der Intellektuellen, allein das große Wort führen. Doch nicht so ganz allein: das kapitalistische Wirtschaftsprinzip überhaupt soll nicht abgeschafft werden, „denn die Masse der Menschen kann heute noch und bis auf weiteres nur durch Zwang verhalten werden, die Notwendigkeit der Arbeit zu erfüllen“. Nur die Kopsarbeit soll mit einer Ausnahmestellung bedacht werden und zwar auf Grund einer fortschreitenden „Etbisierung“ der Kapitalistenklasse. Diese soll nicht wie bisher alle ihre Revenuen restlos verschlingen. Es soll künftig für ethisch verwerflich gelten, seine persönlichen Ausgaben über ein gewisses Maß hinaus zu steigern. Und was jetzt nur vereinzelt geschieht, wird in Zukunft — nach Huebers Traum — eine Regel sein. Die Carnegies der Zukunft werden durch ihre freiwilligen Spenden einen Fonds errichten, dessen Verwaltung in die Hände der organisierten Intelligenz gelegt, dessen Bestimmung in der Speisung aller humanitären und wohltätigen, fortan zu einer höheren Einheit vereinigten Einrichtungen bestehen soll. Und schon steht der Verfasser des Aufrufs — zwar in weiter Ferne, aber trotzdem bestimmt — wie ganz von selbst und aus der Weiterentwicklung der gesellschaftlichen Evolution selbst heraus eine allmächtige Ablösung der heutigen Staatsorganismen durch den werdenden Organismus, den die Intelligenz aufrichten wird, statfindet“. Das ist in kurzen Zügen und vom ethisch-ästhetischen Drum und Dran befreit, der Weltverbesserungsplan Viktor Huebers.

Wenn es uns auch nicht im Traume einfällt, das hohe sittliche Pathos des Autors, dem es mit allen seinen Ideen heiliger Ernst ist, herabzusetzen oder gar zu verspötteln, so müssen wir doch gestehen, daß es wirklich ein Jammer ist zu sehen, wie viel sittliche Kraft hier zur Verteidigung einer Idee vergeudet wird, die im Grunde genommen aller Ethik und aller menschlichen Würde ins Gesicht schlägt. Die ganze Tragödie der heutigen Intelligenz starrt uns aus den Zeilen des Aufrufs an!

Wir wollen zunächst ausdrücklich feststellen, daß es uns nicht im entferntesten daran gelegen ist, den Plan des Herrn Hueber auf seine praktische Durchführbarkeit hin kritisch zu prüfen. Zu beweisen: daß die Macht des Kapitalismus auf dem Gebiete der Produktion

und nicht auf dem der Konsumtion liegt; daß die Befreiung der Intellektuellen vom Joch des Kapitalismus nur durch dessen rücksichtslose Bekämpfung in den Reihen der Arbeiterklasse und nicht durch dessen angebliche „Etbisierung“ erreicht werden kann; daß seine staatliche Macht, so lange der Kapitalismus besteht, je gesonnen sein wird, zu gunsten einer fremden Organisation abzutreten; daß schließlich alle ethischen Begriffe nur soviel wirkliche Macht über die Gemüter besitzen, als es die ökonomischen Verhältnisse gestatten und fordern — dies alles und anderes mehr zu beweisen wäre ein leichtes für einen Margiten! Uns interessiert aber nicht dieser bequeme Sieg über die Hueberische Utopie, sondern die Bloßlegung der Wurzeln, denen sie entspringt.

Wenn man uns erzählt, daß der große Utopist Ch. Fourier mehrere Jahre hindurch beharrlich darauf wartete, daß eines Tages ein Millionär bei ihm erscheinen und ihm seine Millionen zur Gründung von Phalanstieren anbieten werde, so finden wir diesen naiven Glauben zwar etwas seltsam, aber durchaus verzeihlich. Denn wo die Klassenscheidung so wenig fortgeschritten ist, wie es zur Zeit Fouriers tatsächlich der Fall war, kann auch ein hoher Geist in dem Wahne befangen sein, die Kapitalisten würden mit ihren eigenen Mitteln das Reich der Vernunft gründen helfen. Wenn aber heute, nach einer beinahe hundertjährigen Geschichte des Kapitalismus, voll von Greuelthaten der Unterdrückung, Ausbeutung und Vernichtung der Schwachen, wieder die Predigt erschallt, daß der einzige Ausweg aus den heutigen Zuständen sein darin liegt, daß die Kapitalisten ihrer Verschwendungssucht freiwillig Jügel anlegen und von den zusammengekauften Reichthümern einige Broden in die Kasse einer neuen Weltorganisation gleiten lassen —, so spiegelt sich in dieser Ansicht nicht nur eine unverzeihliche Verleumdung der Natur des Kapitalismus, sondern auch eine Grundstimmung, die alles andere als würdevoll und erhaben ist. Man kennt diese Stimmung bei allen Unternehmungen, die auf private Wohlthätigkeit der Besitzenden angewiesen sind. Es ist ein bettelhafter, ja, man möchte beinahe sagen, laaienhafter Zug, ein Aufbliden von unten nach oben, das jeden geraden Mann direkt anwidert. Und — dabei alle Achtung vor der Ehrlichkeit der Enttastung, vor der Euthetät der Ueberzeugung, mit der Hueber seine Pfeile gegen die kapitalistische Unkultur schleudert! Aber was nützt das alles, wenn man hintendrin dieselben Truggestaltungen, die durch ihre Lohn- und Preispolitik die Massen am Rande des Hungers halten, als Retter der Menschheit proklamiert, sobald sie sich dazu herbeilassen werden, dem Wohlthätigkeitsport, „ethisch“ zu huldigen. Die ganze Misere des heutigen Intellektuellen, der sich auch im Zustande der Rebellion als eine von der Laune des Kapitalisten abhängige, womöglich eine entbehrliche Luxusseinrichtung fñhlt, offenbart sich in diesem Gemisch von einer Sabonarolaschen Strafpredigt und einer professoralen Festrede.

Und nun will die dialektische Ironie der Geschichte, daß die vom Kapitalismus so mißachteten und mißhandelten Intellektuellen sich plötzlich als berufene Herren der Gesellschaft, als Führer der Menschheit fühlen, als neue Propheten, die uns das Reich der Vernunft offenbaren. Auch dieser Glaube war den früheren Utopisten eigen. Vor ihren Augen lagen aber damals nur niederdrückende, knechtende Tendenzen des Kapitalismus; was es damals an Proletariat gab, war eine stumpfsinnige, unaufgeklärte Masse, die auf immer unfähig schien, sich aus eigener Kraft zu erheben. Jetzt ist es aber anders geworden. Und was damals eine Art väterliche Gebormundung der Verlassenen war, kann heute, angebläht der großartigen Klassenbewegung des Proletariats, nur als eine fürchterliche Ueberhebung der Gebildeten gelten. Oder ist es nicht eine Ueberhebung, wenn da gepredigt wird: „Es hat alles eine Mission zu erfüllen: die ungebildete, einer Führung bedürftige Masse; das Kapital; und ebenso auch die Intelligenz“. Die Intelligenz muß die Kommandostellen und die Rolle des Generalstabs in der menschlichen Armee einnehmen. . . . Unser heutiges Wissen, unsere heutige Aufgeklärtheit ist bereits so groß, trägt eine solche ungeheurere Macht der Ueberlegenheit über die Massen in sich, daß wir nur nötig haben, mit dieser Macht hervorzutreten, sie zu äußern — anzuwenden, und mit der Raschheit eines Wunders wird sie ihre Wirkung tun.“

Ein Kompromiß mit dem Kapitalismus, dem das Recht auf Ausdeutung ausdrücklich belassen wird, zum Zwecke, ein Generalstab der Menschheit zu werden, — welcher sozialen Position kann wohl dieses hunteckige Ideal entzpringen? Nur eines, die ebenso widerspruchsvoll ist wie dieses Ideal selbst.

Je mächtiger die Naturkräfte, je komplizierter die technische Mittel werden, die der Kapitalismus in Bewegung setzt, desto größer wird sein Bedarf an intelligenten Kräften, die seine Unternehmen zu leiten, zu beaufsichtigen und zu verwalten haben. Zu dieser immer mächtiger anschwellenden Schicht der Intelligenz gesellt sich eine gleichfalls immer mehr wachsende Schar der Journalisten, Schauspieler, Professoren, Künstler, Privatgelehrten aller Art, deren Tätigkeit teils der Befriedigung der Luxusbedürfnisse der Kapitalistenklasse, teilweise aber dem staatlichen oder öffentlichen Interesse dient. Alle diese Intellektuellen — von wenigen Ausnahmen abgesehen — fühlen sich direkt oder indirekt vom Kapitalismus abhängig und sind es auch in der Tat. Sie fühlen aber auch — mehr oder minder lebhaft — das Beschämende dieser Abhängigkeit. Denn es fehlt ihnen jene brutale Freude an der kapitalistischen Expansion, die in den Jugendjahren des Kapitalismus die damalige Intelligenz über alle seine Schattenseiten hinwegführte und sie sogar zu Lobeshymnen be-

geisterter. Zu deutlich liegen die Grauelthaten des heutigen Kapitalismus zutage.

Dieses Gefühl erzeugt jedoch keine rechte Kampfstimmung. Man ist zu innig durch Herkunft, Erziehl ag usw. mit dem ganzen Getriebe der heutigen Gesellschaft verbunden. Und wenn auch die wachsende Abhängigkeit der kapitalistischen Produktion von der Tätigkeit der Intelligenz immer schärfer hervortritt, so führt auch dies zu keiner Kampfstellung gegen den Kapitalismus.

Sieht es so dunkel aus im Hintergrunde der Hueberischen Schrift, die doch unstreitig die mutigste Kundgebung der Intelligenz in den letzten Jahren ist, so macht der Anfang, der die Briefe mancher „führenden“ Geister der Jetztzeit vereinigt, vollends einen Eindruck, für den wir keinen anderen Namen als „Kajenjammer“ wissen. Was für Vorschläge werden da gemacht, was für Ansichten geäußert, was für Geständnisse entschlipfen da einem der Seiten der Menschheit! Wir müssen uns verlagern, eine Blütenlese davon zu geben; sonst würde unser Artikel die ihm gesteckten Grenzen weit überschreiten. Wir wollen dafür Hueber selbst über sein Auditorium reden lassen:

„Ueber ein halbes Tausend unserer heute Geschicktesten hat meinen Aufruf, der nichts anderes wollte, als die Geschickten zusammenzutrommeln, empfangen; mehrere Tausende haben ihn gewiß gelesen. Und wieviele fanden sich, von denen ich zu sagen vermochte, daß ihnen gleich mir die Notwendigkeit vernünftigen Sollens so einleuchtet, daß sich in ihnen an dieser Erleuchtung die Flamme des ganzen Erntes zu Wollern, entzündete? ... Ich überblicke das Feld und konstatiere: das, was es hervorbrachte, ist betrüblich kümmerlich: Die große Mehrheit dessen, was die Ausrüstung zutage förderte, ist der weiteren Pflege kaum wert. ... Ich hatte die „Intelligenz“, die für das Verständnis des jedem Vernünftigen Selbstverständlichen nötige Intelligenz, einmal dort zu suchen unterommen, wo sie dem Anhängelschild nach zunächst zu finden war, bei den heute als die Intelligenz sich Auszufendenden, den sogenannten Intellektuellen. Aus dem Volke der Denker und Dichter vornehmlich wählte ich mir die allergrößten Denker und Dichter heraus und appellierte an ihr, neben dem der anderen auf dem Koskurn einherfchreitendes Verständnis. Rechne ich die Zahl jener zusammen, bei welchen ich es wirklich fand, so erweist sie sich numerisch ebenso klein wie nach ihrer Zusammensetzung merkwürdig. ... Meine Gesolgshaft, auf die ich bauen zu können sicher bin, ist heute — zurzeit, da ich dies schreibe — neun Mann hoch.“

Ob dieses Fähnlein der neun Aufrechten den Kampf bis zum Ende, wie es Hueber weiter ansinndigt, führen wird, ob es sich beim Goetheschen Trostwort: der Stein im Sumpf macht keine Ringe — beruhigt, sicher ist, daß Hueber seine antikapitalistische Intransigenz wird bedeutend herabstimmen müssen, will er sich bei der Masse der Intelligenz Gehör verschaffen.

Wie nun dieser Versuch, die Internationale der Intelligenz zu gründen, auch enden mag, einen guten — zwar untreiwilligen — Dienst hat er bereits geleistet. Er hat gezeigt, daß die heutige Intelligenz, auch in ihren heroischen Stunden, nur soweit gegen den Kapitalismus gehen kann und will, als es der Kapitalismus selbst gestattet. Eine Erkenntnis, die zwar nicht neu, aber um so wertvoller ist, als es auch in unseren Reihen manche Optimisten gibt, die da glauben, die bürgerliche Intelligenz werde aus moralischen Gründen in heißen Haufen zu uns herüberkommen. Solche Optimisten mögen die Hueberische Schrift einmal aufmerksam lesen: sie werden daraus ersehen, daß die kapitalistische Entwicklung in den Reihen der Intelligenz nur eine Grundstimmung erzeugt: Resignation, zu deutsch — Kajenjammer.

Wir entnehmen der Russischen Schachzeitung „Schachmaty“ folgende Analyse, die unseres Erachtens geeignet ist, einen radikalen Umstimmung in den herrschenden Auffassungen des Damengambits zu bewirken.

Damengambit.

In Gaisenburg 1912 gespielt.

Uttalinski Defendarow.

- 1. d2-d4 d7-d5
- 2. e2-e4 e7-e6?

Die meisten Autoritäten befürworten diese, den Lc8 einschneidende Verteidigung. Die Schachsalte des „Vorwärts“ war fast die einzige, die immer für e7-e6! eintrat. Der Verlauf gegenwärtiger Partie scheint uns recht zu geben.

- 3. Sb1-c3 c7-c5?

Dies ist die üblichste, heutzutage als beste geltende Verteidigung, die jedoch, wie aus nachstehendem ersichtlich, direkt zum Verlust führt.

Auch die früher übliche, sogenannte „orthodoxe“ Verteidigung 3. ... Sg8-f6 kann die Schattenseite des Zuges 2. ... e6 nicht meist machen; 3. B.: 4. Lc1-g5, Lf8-e7; 5. e2-e3, 0-0 (5. ... b6?); 6. LxS, LxL; 7. ed5, ed5; 8. Dd3, Lb7; 9. Lb5f, c6?; 10. Sxd5!; Lx4; 11. Td1, Lxb2; 12. De4f, Kf8; 13. Db4f, e5; 14. DxL, LxS; 15. De5 und gewinnt.) 6. Lf1-d3 (um Se4 zu verhindern); 6. ... h7-h5 (oder 6. ... Sb7; 7. c5, b6; 8. b4, a5; 9. a3, Lb7 — Weiß drohte e5-e6 —; 10. Sge2-f2-f4 säme in Betracht — 10. ... e5; 11. Te1 zc. Schwarz hat ein beengtes Spiel); 7. Lg5x6, Le7x6; 8. e4xd5, e6xd5; 9. Dd1-d3, Lc8-b7; 10. Sg1-e2 zc. Weiß steht besser (kann z. B. mit h2-h4 und g2-g4 ein starkes Angriffsziel erlangen).

- 4. o4xd5 e6xd5!
- 5. d4xc5 Lc8-e6

Am besten gilt hier 5. ... Sg8-f6. Jedoch kostet dies einen Bauer, ohne Ertrag; 3. B. 6. ... Lc1-e3! — vor Bernstein herrschend —; 6. ... Sb8-a6 (6. ... Se6; 7. Sd3, Lg4; 8. Sd4 und behauptet den Bauer; 8. ... Lxc5?); 9. Sxc6 x5; 7. Ta1-e1! (nicht 7. Sa4 nach Bernstein, wegen 7. ... Sxc5!; 8. Sxc5, Da5f; 9. Dd2, Dxd2f; 10. Kxd2, Lxc5; 11. LxL, Se4f nebst SxL); 7. ... Lc8-e6 (oder 7. ... Sxc5; 8. Sxd5, SxS; 9. LxS, Da5f; 10. Dd2!; Dxa2; 11. e4, Sf6; 12. Le4, Da4; 13. Dd4 zc. Weiß steht auf Gewinn; droht Lxf7f oder De5f oder auch b2-b3 zc. Auf 7. ... Da5 oder irrelevante Züge folgt 8. a3 nebst event. b2-b4); 8. Sc3-a4 (nicht gut wäre 8. a3, Sxc5; 9. Sxd5, SxS; 10. LxS, LxL; 11. TxL, Db6 sowohl bei 12. TxS, LxT; 13. DxL, 0-0 als bei 12. Da4f, Ke7 wäre Schwarz vorzuziehen); 8. ... Le6-47 (8. ... Da5f; 9. Ld2 zc. Auf sonstige Züge folgt a2-a3 nebst event. b2-b4); 9. ... Dd8-a5f; 10. Sa4-c8. Weiß behauptet den Nechbauer, ohne daß der Gegner ihm hindern könnte, sich mit Ld4 nebst e2-e3 zc. schablos zu entwickeln.

Verhältnismäßig am besten ist noch 5. ... d5-d4; 6. Sc3-a4, Lf8xc5 (Bei 6. ... Se6; 7. a3 nebst event. e2-e3 behauptet Weiß schablos den Bauer) 7. Sa4xc5, Dd8-a5f; 8. Dd1-d2 (Auch 8. Ld2, Dxc5; 9. Te1, Df5; 10. Da4f, Sc6; 11. Sf3 zc. verhaftet dem Weissen das etwas überlegene Spiel) 8. ... Da5xc5; 9. b2-b4, De5-b6; 10. Lc1-b2, Sb8-c6; 11. a2-a3.

- Lc8-e6 (11. ... Lg4; 12. Td1, Td3; 13. Sf3, LxS; 14. exf3, a6; 15. Dg5 zc.) 12. Sg1-f3, Ta8-d8; 13. Dd2-d3 (13. Td1, Lb3) 13. ... Sg8-e7; 14. Ta1-d1, Se7-f5 (14. ... Lf5; 15. Dd2 und Bd4 ist unbedenklich) 15. g2-g4, Sf5-e7; 16. Th1-g1, b7-h5; 17. g4-g5, Se7-f5; 18. Lf1-h3, g7-g6; 19. Lh3xf5, Le6xf5; 20. Dd3-d2 und Bd4 muß fallen.

- 6. e2-e4 d5-d4!
- 7. Lf1-b5f

Vorschläger war ohne Risiko mit 7. Sa4, Lxc5; 8. SxL, Da5f; 9. Dd2, Dxc5; 10. b4, De5; 11. Ld2 in sicheren Vorteil zu kommen. (Droht Sf3, oder f2-f4 oder Lb2)

- 7. ... Ke8-e7
- Bei 7. ... Se6; 8. Lxc6f, bxc6; 9. Sa4, Lxc5; 10. SxL, Da5f; 11. Dd2, Dxc5; 12. Se2, Td8; 13. b4, De5; 14. f3 kommt Schwarz in materiellen Vorteil. 3. B. 14. ... Le4; 15. Lb2, LxS; 16. Dxc2, Sf5; 17. 0-0, 0-0; (17. ... e5; 18. Db5f) 18. De4, Td6 (18. ... De6; 19. Tacl) 19. Tacl, Tfd8; 20. Td3 nebst Tfd1 zc.

- 8. Lc1-f4
- Zieht der Sc3, so folgt Da5f.
- 8. ... d4xc3
- 9. Lf4-d6f Ke7-f6
- 10. Ld6-e5f Kf6-e7
- 11. Le5-d6f
- Dd6f gewann die Figur zurück.
- 11. ... Ke7-f6
- 12. e4-e5f

Das ewige Schach verhältnismäßig. 12. ... Kf6-g6

- 13. Lb5-d3f Kg6-h6
- 13. ... Lf5; 14. Dg4f Oder 13. ... 15; 14. e4xf6f
- 14. Dd1-c1f g7-g5
- 14. ... Dg5; 15. f4 Oder 15. DxD.
- 15. Ld6xf8f Dd8xf8
- 16. h2-h4 Df8-d8
- 17. h4xg5f Kh6-g7
- 18. Dc1xc3 Sg8-c6

Auch bei 18. ... Dxc3; 19. Sf3, De7; 20. Th5, Sd7; 21. b4 zc. hat Weiß mächtigen Angriff. In Betracht kam 18. ... Dd5; 19. Sf3, Sd7 zc.

- 19. Sg1-e2 Dd8-d5
- 20. f2-f4 Ta8-d8
- 21. 0-0-0 Dd5xa2
- Bei 21. ... Se7; 22. fsl exobert

Weiß die Figur zurück. 22. f4-f5 Le6-b3

- 23. e5-e6f f7-f6
- 24. Ld3-b4 Da2-a4
- 25. Td1xd3 Sc6xd8
- 26. g5xf6f Sg8xf6
- 27. De3-g3f Sf6-g4
- Oder 27. ... Dg4; 28. De7f
- Ober 27. ... Kf8; 28. Dd6f, Ke8;
- 29. e7 zc. Schwarz hat keine Parade mehr.

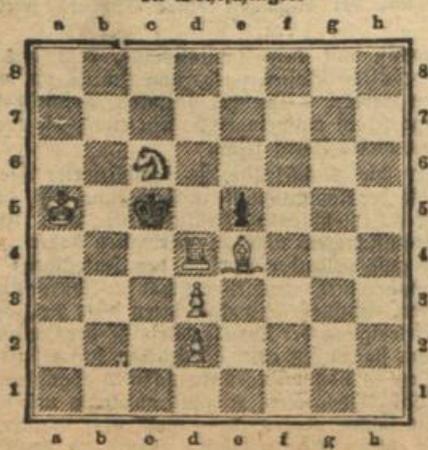
- 28. Se2-c3 Da4-d4
- 29. Dg5-c7f Kg7-g6
- Auf 29. ... Kf8 folgt 30. Se4f, Kxf5; 31. Tf1f, Kf6 (31. ... Kxc6; 32. Sg5f, Ke5; 33. Dd6f, Ke4; 34. Tf3 zc.) 32. Sg3f, Kh6; 33. Sf5f nebst SxD.

- 30. Th1-e1
- Es drohte Dd4-e3f.
- 30. ... Dd4-f6!
- 31. Sc3-e4! Df3-h6f
- 32. Se4-d2 Dh6-h4!
- 33. g2-g3 Sd8xc6
- 34. f5xc6 Aufgegeben.

Schach.

Unter Leitung von S. Napin.

R. Dehlschlager.



2+ (8P-9S 7)